



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de

Hans Hopf

Die Psychoanalyse des Jungen

**5., vollständig überarbeitete und
erweiterte Neuauflage**

Klett-Cotta

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

© 2014/2021 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: Bettina Herrmann, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von © Adobe Stock/grafikplusfoto

Gesetzt von Kösel Media GmbH, Krugzell

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

ISBN 978-3-608-98325-8

5., vollständig überarbeitete und erweiterte Neuauflage

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der

Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten

sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Vorwort zur ersten Auflage	15
Vorwort zur fünften Auflage	18
Einführung – Jungen auf der Suche nach ihrer Identität	20
Eine persönliche Einleitung	20
Traumatisierte Kinder – heute wie damals	21
Traumatisierte Väter der Nachkriegszeit	23
Kriegskinder als spätere Väter – eine »geschlagene« Generation	24
In einer »kalten Heimat«	26
Männlich werden	27
Existieren Geschlechtsunterschiede? Wie viel »Junge« darf sein?	27
Wer hat Angst vorm »schwarzen Mann«?	30
Geschlechtsunterschiede – erste Überlegungen und Fragen	32
Beängstigende Entwicklungen oder alles nicht so schlimm?	35
»Das Gehirn macht die Seele«, und die Seele formt das Gehirn!	35
Kleine Biologie des Jungen	37
X- und Y-Chromosom	37
Hormone und Gehirnentwicklung	38
Evolutionstheoretische Überlegungen	41
Einflüsse der Gesellschaft auf die Entstehung psychischer Störungen	45
Die Gesellschaft reagiert wie ein Individuum auf Anforderungen der Zivilisation	45
Kollektive Ängste und Versagen der Realitätsprüfung	46
Veränderungen innerhalb der Gesellschaft	49
Werden frühe Abhängigkeitsbedürfnisse von Kindern noch ausreichend gestillt?	52
Angst vor Aggression bei Eltern	53
Schwindende Inzestgrenzen und mangelnde Achtung von Generationenunterschieden	55
Schubladendiagnosen	56

1 Mutter und Sohn	58
Das Bild von der Mutter in unterschiedlichen psychoanalytischen Theorien	58
Sigmund Freud – der Sohn, ein Liebling der Mutter	58
Melanie Klein – die gute und die böse Brust	59
C. G. Jung – facettenreicher Mutterarchetyp	60
René A. Spitz – Deprivation und Verfall	60
Margaret Mahler – Loslösung von der Mutter	61
Die Mutter, gut genug – Mutterschaft ein »Zustand«	62
Die Mutter und das väterliche Gesetz	63
Ausblick	64
Die Mutter und ihr Einfluss auf die Entstehung von Sexualität und männlicher Identität	65
Entwicklung von Sexualität	65
Die pflegende Mutter und die Geschlechtsentwicklung des Jungen	69
Verführungstheorie von Laplanche: Infantile Sexualität ist erworbene Sexualität – Wie kommt die Sexualität ins Kind?	80
Zusammenfassung	83
2 Vater und Sohn	84
Einleitung	84
Mann wird Vater	84
Welche Funktionen hat der Vater?	85
Bedeutung und Funktion des Vaters innerhalb der Psychoanalyse	86
Identifizierung mit Mutter und Vater von Anfang an	87
Entwicklung von Über-Ich und Ich-Ideal	88
Inzestverbot	90
Entwicklung der Geschlechtsidentität	93
Bisexualität	93
Geschlechtsidentität	95
Kerngeschlechtsidentität	96
Geschlechtsrollenidentität	97
Geschlechtspartneridentifizierung	101
Verlauf der Geschlechtsidentitätsentwicklung	101
»Entidentifizierung« – Wie wird der Junge »männlich«?	102
Triangulierung	106

Fantasie vom Dritten und innerer triangulärer Raum	107
Der Weg hin zum Dritten – das Spiel mit dem Dritten	110
Zusammenfassung	114
Schlusswort für Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeuten	115
3 Schaltstellen der Triebentwicklung des Jungen	118
Kastrationskomplex	118
Vorüberlegungen	118
Beschneidung und Kastrationskomplex	119
Körperliche, seelische und soziale Folgen der Zirkumzision, des Angriffs auf die Männlichkeit	121
Operative Eingriffe und Traumatisierungen	123
Der Mutter zu nah	124
Weitere Untersuchungen	126
Kastration und Mythologie	128
Der kleine Junge und der Kastrationskomplex	129
Der Kastrationskomplex bei Lacan	131
Kastrationsangst und Geschlechterdifferenz	132
Kastrationsangst und fragile männliche Identität	133
Phallische Phase	136
Einleitung	136
Beginn der phallischen Phase	137
Phallisch und ödipal	138
Phallisches Spiel	140
Jungen und Mädchen haben von Geburt an natürliche Vorlieben für bestimmte Spielsachen	141
Wie sieht die phallische Entwicklung eines Jungen aus?	142
Wie viele phallische Qualitäten darf ein Junge heute haben?	143
»Wie viel Junge« darf also heute sein?	144
Ödipuskomplex	146
Ödipale Triangulierung	146
Der Mythos	146
Der Ödipuskomplex bei Freud	148
Scheitern des Wisstriebes – Lern- und Arbeitshemmungen	151
Elektra mordet nicht!	152
Der Ödipuskomplex beim Jungen	153
Das ungleiche Beziehungsdreieck	154

Voyeurismus und paranoide Angst	157
Eine Mutterliebe – oder ein tot geborenes Lebensglück?	158
Negativer Ödipuskomplex und Geschlechtspartner- identifizierung – der vollständige Ödipuskomplex	162
Hetero- oder homosexuelle Geschlechtspartneridentifizierung	165
Untergang des Ödipuskomplexes und Beginn der Latenz	170
4 Latenz heute	171
Einleitung	171
Externalisierende Störungen mit Spiel- und Symbolisierungs- störungen	176
Zunehmende Sexualisierung	176
Probleme, weil der Vater abwesend ist	177
Wie sieht die Latenzphase heute aus?	178
5 Adoleszenz	180
Einleitung	180
Einbruch der Sexualität	181
Konflikte der Adoleszenz	182
Kognitive Weiterentwicklung und Suche nach Identität	184
Ödipuskomplex und Adoleszenz	186
»Es ist etwas vorgefallen«	186
Wenn die Loslösung scheitert	191
Geschlechtsidentität und Homophobie	193
Wege zur Identität	195
Spezielle Gefährdungen	196
Abschied, Trauer und Depression	197
Hass auf den Vater und Vatersehnsucht	200
Aggression und Autoaggression	205
Über-Ich und Abwehrmechanismen	208
Abschließende Überlegungen	210
6 Die Mutter – zwischen Ernähren und Begehren	212
Einleitung	212
Theoretische Vorüberlegungen	213
Die Mutter – die erste Beziehungsperson	217
Zuschreibungen von Männlichkeit	219

Die unterwürfige, vom eigenen Vater »unterstimulierte« Frau als Mutter	221
Inzestuöse Ängste und ihre Abwehr über Aggressivierung und Sexualisierung	224
Wenn der Vater fehlt	230
Was bedeuten diese Ergebnisse?	231
Dem Körper der Mutter zu lange ausgesetzt und zu nah	232
Sexueller Missbrauch durch die Mutter	235
Die verführerische, vom eigenen Vater »überstimulierte« Mutter	235
Hochstapler und Zuhälter – Folgen sexuellen Missbrauchs durch die Mutter	241
Der verdächtige Dritte – Dr. Jekyll ist Mr. Hyde	246
Von der »Schuld« der Mutter	250
Überlegungen zu »männlicher Identität« und ihren Varianten	252
7 Das Elternpaar	254
Einleitung	254
Heterosexuelle Elternpaare	255
Alleinerziehen	257
Die Mutter kann die Bedeutung des Vaters fördern oder blockieren	260
Gleichgeschlechtliche Elternpaare – Regenbogenfamilien	261
Psychoanalytische Behandlungen von Kindern aus Regenbogenfamilien	265
Resümee	273
Psychoanalyse und gesellschaftliche Realität	274
Kinder und ihre Eltern können ganz unterschiedliche Lebensziele haben	275
Protektive Faktoren in der Entwicklung eines Kindes	276
Kinderkrippen für Kleinkinder ab dem 13. Lebensmonat und die Folgen für die Jungen	277
Bedürfnisse von Gesellschaft, Eltern und Kindern	277
Tagesmütter, Kinderkrippen und andere außerfamiliäre Betreuungsformen werden gebraucht	279
Jungen profitieren kaum von Krippenbetreuung	285
Ist die Kinderpsychoanalyse reaktionär?	289

8 Brüder und Schwestern	293
Einleitung	293
Geschwister – damals und heute!	295
»Das Kind als Substitut einer Geschwisterfigur«	297
Kinder ohne Geschwister	298
Einflüsse des Altersabstands und des Geschlechts der Geschwister	300
Geschwisterinzest	301
Schlussgedanke	302
9 Die Aggression des Jungen	304
Theorien zur Aggression innerhalb der Psychoanalyse	304
Die Entwicklung der freudschen Auffassung von Aggression	305
Das Konzept des Todestriebes bei Melanie Klein	307
Bedeutung der Ich-Psychologie	309
Kritik an der Theorie vom angeborenen Destruktions- und Todestrieb	310
Aggression bei D. W. Winnicott	313
Resümee: Ist Aggression primär ein Trieb oder reaktiv?	314
Affektregulierung	318
Aggression und Autoaggression	322
»Alle werden sie es büßen!« – ein Beispiel narzisstischer Wut	323
Resümee	326
Gemeinsamkeiten von Symbolisierung und Mentalisierung	327
Bedeutung der Geschlechtsunterschiede für die Entstehung aggressiver und destruktiver Tendenzen	328
Empirische Untersuchungen	328
Externalisieren	334
Was bedeutet Externalisieren?	334
Externalisierungen und externalisierende Störungen treten häufiger bei Jungen auf	336
Fallgeschichte zu Externalisierung	337
10 Externalisieren – Bewegung – Räume	344
Die Lust der Jungen an äußeren Welten und unbelebten Dingen	344
Balints Theorie der Entstehung von Objektbeziehungen und ihrer Störungen	346
Philobatismus und Männlichkeit	349

Existiert ein »normaler« Philobatismus?	350
Von der Lust an der Bewegung	352
Von der Affektmotilität zur Leistungsmotorik	352
Gefährliche Objekte, Skills und Sehnsucht nach Weite	357
Mögliche Ursachen für starke Ausprägungen von Philobatismus – gelungene Anpassung an eine freundliche Welt	357
Skills, Thrills und Lust am Risiko	361
Computer als Beruhigungsmittel für frühe Verletzungen bei Jungen?	364
Jungen und Computergewalt – einige Fakten	369
Computer und Denken	371
Zusammenfassung	374
11 Jungen und Aufmerksamkeit	377
Einführung	377
Habituation in einer »erregten Gesellschaft«	378
Einige Erkenntnisse der Hirnphysiologie	380
Einige Begriffsbestimmungen	381
Psychoanalytisches Verstehen von Aufmerksamkeit	385
Warum sind vor allem Jungen unaufmerksam?	389
Narzisstische Tendenzen	389
Jungen sind Mädchen sprachlich unterlegen	391
Kinder werden aufmerksam geboren – Entwicklung von Aufmerksamkeit beim Säugling	392
Vermessung und Erzwingen von Aufmerksamkeit	396
Zusammenfassung	397
Über die Verleugnung der Seele und die verheerenden Folgen	398
Der Weg in die Dissozialität	401
Missglückte Affektregulierung	403
Bindungsstörung	404
Narzisstisch-depressive Entwicklung	404
Überforderte Mutter – fehlender Vater	405
Epilog	407
Jungen werden männlich – eine Zusammenfassung	407
Disziplinierung der Jungen	410

Literatur	415
Stichwortverzeichnis	439
Angaben zum Autor	456
Pressestimmen zu Voraufgaben	457

Vorwort zur ersten Auflage

Warum ein Buch *nur* über Jungen?

Mit den zentralen Inhalten dieses Buches habe ich mich über Jahrzehnte hinweg auseinandergesetzt. In den 1990er Jahren begannen Jungen zum Problem zu werden. Ich war therapeutischer Leiter eines psychotherapeutischen Kinderheims, und es wurden immer mehr Jungen mit der Diagnose Aufmerksamkeits-Defizit-Hyperaktivitäts-Störung (ADHS) vorgestellt, die, so hatte ich aus den Unterlagen erfahren, an Störungen in Verbindung mit einer Transmittersubstanzen im Gehirn litten. Aus psychoanalytischer Sicht waren es altbekannte soziale Störungen, allerdings hatten diese Jungen immer häufiger massive Probleme mit der Beherrschung oder Regulierung ihrer Affekte. Dieses Störungsbild hatte es schon immer gegeben, es war in unterschiedliche Gewänder gekleidet worden und hatte Psychoorganisches Syndrom (POS), Minimale Zerebrale Dysfunktion (MCD), schließlich Hyperkinetisches Syndrom (HKS) geheißen.

Nissen schreibt in seiner Kulturgeschichte der Kinderpsychiatrie, neuere Untersuchungen verweisen darauf, dass nur ein kleine Kerngruppe von 1–2% der Kinder mit diesem Störungsbild tatsächlich hirnorganische Veränderungen zeigen (Nissen, 2005, S.445). Die in der alten psychiatrischen Literatur beschriebenen Kinder mit einem Hyperkinetischen Syndrom wiesen so gut wie immer feststellbare organische Defizite auf, zumeist nach Krankheiten des Zentralnervensystems. Jetzt war die Diagnose in das DSM (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders; APA, 2013) aufgenommen worden, es gab das passende Medikament (Methylphenidat), und flugs wurde die Diagnose ausgeweitet. Das Manko war, dass das DSM zwar akribisch beschreibt, aber nicht nach Ursachen fragt. So wurde die ursprüngliche »Zappelphilipp-Diagnose« in kurzer Zeit auf alle sozialen Störungen ausgedehnt, seelische Ursachen wurden ausgeblendet, und alle Störungen wurden mit einem schlichten Wackelkontakt im Gehirn erklärt. Über den Topf mit brodelnden Konflikten kam ein eiserner Deckel mit einer Diagnose ADHS, die nicht mehr angezweifelt werden durfte. Ansonsten wurde man der Unwissenschaftlichkeit geziehen und zum Kinderfeind erklärt –

weil man das unentbehrliche Medikament für entbehrlich hielt und Eltern beschuldigte, sie würden die Verantwortung für ihr Kind vernachlässigen.

Um den Jungen die Seele zurückzugeben, habe ich vor allem die folgenden Themen in den Mittelpunkt dieses Buches gestellt: an erster Stelle natürlich die Entwicklung von männlicher Identität im Beziehungsdreieck Mutter–Vater–Sohn. Die weiteren Schwerpunkte sind die psychischen Grundlagen und Ursachen von Aggression und Affektregulierung, Bewegung und Bewegungsunruhe sowie von Aufmerksamkeit und ihren Störungen. Weil diese Bereiche bei den Jungen höchst störanfällig sind und sie darum Sand ins soziale Getriebe streuen, wird ihnen am häufigsten Methylphenidat verordnet, ungeachtet der Tatsache, dass männliche Wesen zu stoffgebundenen Süchten neigen.

Ein solch vielseitiges, umfangreiches Buch kann nicht ohne die Hilfe vieler kollegialer Freunde und im intensiven geistigen Austausch entstehen, darum habe ich an dieser Stelle einigen Menschen zu danken. Es ist kein leeres Ritual, wenn ich mit meiner Frau Gisela beginne. Mit ihr habe ich mich fortwährend über alle Inhalte, alle kritischen Fragen intensiv ausgetauscht. Sie hat mich jahrelang geduldig angehört, mich allenthalben unterstützt und mich liebevoll ins Alter begleitet. Ich danke meinen erfahrenen Kolleginnen Sigrid Barthlott-Bregler, Ulrike Hadrich und Gudrun Merz für ihre kritischen Anmerkungen, ihren fraulichen Blick und ihre konstruktiven Gedanken. Jürgen Heinz hat mich mit Texten und klugen Gedanken versorgt. Rosalinde Baunach, Andrea Baur, Stefan Hetterich und Kathrin Kömm haben mir eindrückliche Fallsequenzen aus Supervisionen zur Verfügung gestellt, für die ich ihnen ebenfalls danke. Ich wollte kein pures Theoriebuch verfassen, sondern alle Überlegungen sollten durch lebendige Beispiele anschaulich werden. Hierbei hat mir auch meine Kollegin Gabriele Häußler geholfen, die mir aus ihrem Säuglingsbeobachtungsseminar anschauliche Protokolle zur Verfügung gestellt hat. In unserer Arbeitsgruppe zur männlichen Identität, geleitet von J. C. Aigner, Frank Dammasch und Hans-Geert Metzger, habe ich viele anregende Gedanken erfahren und konstruktive Rückmeldungen erhalten, die mich in meinen eigenen Überlegungen bestärkt haben.

Ganz besonders danke ich dem Lektor des Klett-Cotta Verlags, Dr. Heinz Beyer, für die vielen anregenden Diskussionen, seine konstruktiven Hilfestellungen und Ermunterungen. Herr Oliver Eller hat die Texte schließlich sorgfältig lektoriert, alle Quellen geprüft und die Literatur vervollständigt. Ihm danke ich für seine gründliche Arbeit, seine Geduld und Zuverlässigkeit.

Dieses Buch ist auch ein kleiner Rückblick auf mein 40-jähriges Leben und Handeln als Kinderanalytiker geworden. So hoffe ich, dass es viele Leserinnen und Leser finden wird, Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker, Pädagoginnen und Pädagogen sowie Eltern und Großeltern.

*Mundelsheim, im Herbst 2013
Hans Hopf*

Vorwort zur fünften Auflage

In den vergangenen Jahrzehnten ist es zu weiteren gravierenden Verwerfungen innerhalb der Gesellschaft gekommen. Viele ungelöste Fragen hinsichtlich Zweigeschlechtlichkeit, Sexualität, Normalität und Abweichung haben es notwendig gemacht, dass die im Jahre 2014 erschienene Auflage in Teilen überarbeitet werden musste. In die vorliegende neue Auflage sind wichtige Erkenntnisse und bedeutsame neue Literatur eingefügt worden. Neu hinzugekommen sind Abschnitte über die Einflüsse der Gesellschaft auf die Entwicklung des Jungen, eine erweiterte Diskussion der Zirkumzision und Überlegungen zum ADHS.

Die Zeit der Corona-Pandemie hat deutlich werden lassen, dass die Gesellschaft wie ein Individuum agieren und reagieren kann, wenn es zu außergewöhnlichen Belastungen kommt. Eine Untersuchung von Verhage et al. (2016) hat mich beunruhigt. Die Forscher haben mit ihren Untersuchungen festgestellt: Noch vor 20 Jahren entwickelten etwa 60–65% aller Kinder im ersten Lebensjahr eine sichere Bindung zu ihrer Mutter; mittlerweile sind es nur noch 48%. Welche Ursachen sind zu vermuten? Zunahme von Trennungen der Eltern? Zu frühe Unterbringung in ungenügenden Kindertagesstätten?

In der Öffentlichkeit ist der Eindruck entstanden, außerfamiliäre Betreuung sei im Vergleich zur familiären *immer* das Bessere. In vielen Studien zeigt sich aber auch die andere Seite: Das Risiko, einen psychischen Schaden zu erleiden, ist für manche Kinder erhöht. Ich konnte als Psychotherapiegutachter beobachten, dass Kinder, die bereits vor dem ersten Lebensjahr außerfamiliär versorgt wurden, später wegen ihrer ängstlichen und depressiven Störungen eine Therapie in Anspruch nehmen mussten. Vielleicht ist der Prozentsatz für Risiken und Chancen gleich groß.

Mich sorgt ferner die Ausweitung von »Schubladendiagnosen«. Um die medizinische Diagnose ADHS hat sich ein geschlossenes System etabliert. So gut wie alle Jungen mit sozialen Auffälligkeiten, mit jedweden Formen von Konzentrationsstörungen, bekommen heutzutage Medikation. Ein gesellschaftlicher Einfluss auf Erziehung und das Entstehen neurotischer Störungen wird bei ADHS vehement

verneint. Doch letztendlich wissen alle, dass es weniger um Wahrheiten geht als um Macht und Geld. Der Psychotherapieforscher Volker Tschuschke (2018) weist darauf hin, dass die herrschende Gesundheitsindustrie eine Entwicklung hin zu einer einseitigen biologischen Sichtweise des Menschen bewirkt hat. Die mächtige Lobby der Arzneimittelhersteller beeinflusst die öffentliche Meinung und die Politiker über intensive Einwirkung, sodass anstelle von psychotherapeutischen Behandlungen immer mehr Psychopharmaka verschrieben würden. Tschuschke betont, dass die Ursachen eines Störungsbildes umso ungeklärter sind, je komplexer dieses ist, und dass über Medien überwiegend unhinterfragte Glaubenssätze in die Öffentlichkeit hineingetragen werden. Es hat also noch einen anderen Grund, psychische Ursachen zu leugnen. Zeigen alle Kinder ein Störungsbild mit homogenen Ursachen, wird die Welt überschaubar und erklärbar. Niemand muss Verantwortung übernehmen, weder Ärzte noch Pädagogen oder Eltern.

Die Zahl der Autismusdiagnosen ist ebenfalls weltweit angestiegen. Auch in Deutschland wird die Diagnose »Autismus-Spektrum-Störung« immer häufiger vergeben. Vereinzelung und Rückzugsverhalten sind Teil einer kollektiven Pathologie. Wir leben in einer Welt gestörter Beziehungen, von Elterntrennungen und Rückzugstendenzen. Autistische Züge können jedoch leicht mit anderen Merkmalen verwechselt werden, bei Bindungsstörungen, schizoiden Tendenzen, narzisstischen Störungen oder bei depressiven Rückzügen. Wird die »Autismus-Spektrum-Störung« in absehbarer Zeit eine ähnliche Schublade werden wie ADHS? Was bedeuten solche Diagnosen für die Zukunft eines Kindes?

Ich freue mich darüber, dass dieses Buch ungebrochene Aufmerksamkeit genießt, dass ich es noch einmal überarbeiten konnte und es nun in fünfter Auflage vorliegt. Ich hoffe, mit dieser Neubearbeitung ein wenig dazu beitragen zu können, dass die Seele von Jungen in der Zukunft hinter medizinischen Diagnosen wiederentdeckt wird.

*Mundelsheim, im Herbst 2020
Hans Hopf*

Einführung – Jungen auf der Suche nach ihrer Identität

Eine Geburtstagsfeier. Drei etwa 3-jährige Jungen rennen schreiend durch den Raum. Plötzlich wirft sich der Größte auf den Kleinsten, dieser kreischt lauthals und windet sich los. Beide stehen wieder auf, rennen durch den Raum und johlen. Dann wird der dritte umgeschubst. Er schlägt sich den Kopf an, heult, hält sich den Kopf und rennt hinter dem Jungen her, der ihn umgestoßen hat. Kreischen, Johlen, knallrote verschwitzte Gesichter.

Am Rand steht ein kleines, vielleicht 4-jähriges Mädchen, schaut mit entgeistertem Gesichtchen, gleichzeitig fasziniert auf das Geschehen. So wie sie vielleicht später als Mutter den Sohn sehen wird, wie so manche Ehefrau ihren Mann, Erzieherinnen ihre Jungenhorde. Ein wenig befremdlich, unglaublich laut, immer in Bewegung, rivalisierend und streitend.

Eine persönliche Einleitung

Dieses Buch versucht, eine Entwicklungspsychologie des *seelisch gesunden* Jungen unter psychoanalytischen Aspekten zu entwerfen. Seelische Gesundheit ist jedoch nur zu beschreiben, indem man Gegebenheiten untersucht, bei denen sich ein Mangel offenbart oder etwas gestört ist, denn die Psychoanalyse ist bekanntlich der Meinung, dass Pathologie und Normalität nur gradweise voneinander unterschieden sind; die Pathologie ist lediglich eine besondere Ausprägung allgemeiner und normaler Eigenschaften (vgl. auch Dornes, 1994, S.27). Es ist das große Verdienst von Freud, dass er mit seiner Konzeption der Hysterie und seinen Variationen des Sexualtriebs das Normale und Pathologische auf einer Ebene ansiedelte und als Varianten des gleichen fundamentalen seelischen Geschehens betrachtete (Marcus, 2004, S.389).

Traumatisierte Kinder – heute wie damals

Darum sollen auch Vulnerabilitäten herausgearbeitet werden, etwa indem auf Fragen eingegangen wird, woher die doch erheblichen seelischen Geschlechtsunterschiede von Jungen und Mädchen herrühren, beispielsweise die wichtige Frage, warum Jungen so häufig externalisierende Störungen zeigen etc. Es ist also *auch* ein Buch über die sogenannte ADHS, ohne sich mit diesem umstrittenen Störungsbild explizit auseinanderzusetzen. Wenn auf Problembereiche des Jungen eingegangen wird, müssen auch Überlegungen angestellt werden, wie eine erfolgreiche Erziehung aussehen könnte, die negativen Entwicklungen vorbeugt. Es ist aber vor allem ein Buch für Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten und soll Hilfestellungen für effektive psychoanalytische Behandlungen entwickeln. Ich habe darum versucht, alle theoretischen Überlegungen immer mit Fallbeispielen zu illustrieren.

Dabei genügt es nicht, ausschließlich individuelle Entwicklungen zu beschreiben. Betrachten wir Entwicklungen wie das Entstehen neurotischer Störungen als interpersonale Prozesse mit innerseelischen Folgen, so wird deutlich, dass solches Geschehen in keinem abgegrenzten familiären Bereich stattfinden kann, sondern dass in diesen Raum unaufhörlich Einflüsse der Gesellschaft dringen, die sich atmosphärisch niederschlagen – damals und heute.

Noch eine private Anmerkung. Ich bin Kriegskind, bin Sohn eines vom Krieg traumatisierten Vaters und bin Vater und Großvater. Wenn ich meine eigene ethnische Identität überdenke, so erkenne ich auch die lebenslangen Anstrengungen, mich sozial zu integrieren. Ich bin Nachkomme deutscher, tschechischer und jüdischer Vorfahren, in Tschechien geboren, bin in meinem Leben sechzehnmal umgezogen und schließlich ein schwäbischer Kinderpsychoanalytiker geworden. Dennoch machen sich die einzelnen Komponenten immer wieder bemerkbar. Aber vielleicht macht temporäre Desintegration erst lebendige Identität aus, damit wir nicht nur zu einem neuen kohärenten Wesen in einer beständigen Kontinuität werden, sondern auch die Grundsubstanzen und Bausteine unserer Identität weiterhin leben und wirken dürfen.

Diese unterschiedlichen Identitäten und vielerlei Repräsentanzen werden in meine Reflexionen einfließen, denn ich bin von der Weitergabe von Erlebtem, des Verarbeiteten und Unbewältigten an die folgenden Generationen überzeugt. Ich zitiere zu diesen Gedanken aus einem Lehrbuch:

»Wohl selten sind die Entwicklungsbedingungen der Kinder so unruhig und ungeordnet gewesen wie in den vergangenen zehn oder gar fünfzehn Jahren.

(...) Jeder Lehrer klagt über die nicht zu bändigende Wildheit und motorische Unruhe der prozentual stark hervortretenden sogenannten ›Störer‹. Die Hoffnung, dass man mit einfachen, billigen, leicht zu handhabenden Maßnahmen diese so störend unruhigen Kinder zur Ruhe bringen möchte, wird immer wieder ausgesprochen. Dass diese Hoffnung kaum verwirklicht werden kann, leuchtet von selber ein, wenn man nur einen kurzen Augenblick der Bemühung darauf verwendet, die Kinderschicksale solcher ›Störer‹ wirklich zu überdenken.«

Dieser Text wurde zum ersten Mal 1954 veröffentlicht und stammt aus dem Buch *Psychogene Erkrankungen bei Kindern und Jugendlichen* von Annemarie Dührssen (9. Aufl. 1972, S. 279). Weggelassen habe ich lediglich die Einleitung des Textes, die da lautet:

»Der vergangene Krieg hat mit der jetzigen Kindergeneration ein Riesenexperiment gestartet. Wohl selten sind die Entwicklungsbedingungen der Kinder so unruhig und ungeordnet gewesen wie in den vergangenen zehn oder gar fünfzehn Jahren. Ausbombung, Evakuierung, Dienstverpflichtung der Mütter, Flüchtlingselend im Treck, langjährige Wohnungsnot ist nur den wenigsten Kindern erspart geblieben. Die Quittung auf dieses Unglück ist nicht ausgeblieben.«

Die von Dührssen erwähnten unruhigen Kinder mit den bewegenden Schicksalen sind also die während des Zweiten Weltkriegs und danach geborenen Kinder. Eine auffällige Zahl von bewegungsunruhigen Kindern gab es also schon zu anderen Zeiten: Die »*Langeoog-Untersuchung*« ist wohl die wichtigste und zugleich eine exemplarische Beschreibung von traumatisierten Kriegskindern des Zweiten Weltkriegs. In den Jahren ab 1947 waren 50 000 Schüler der Geburtsjahrgänge 1927 bis 1941 im Lebensalter zwischen 6 und 20 Jahren untersucht worden. Festgestellt wurden damals »nervöse Störungen«, übergroße Schreckhaftigkeit, motorische Unruhe, mangelnde Konzentrationsfähigkeit, Schlaf- und Sprachstörungen (Radebold, 2005, S. 47), Symptome, die der heute so häufig diagnostizierten ADHS außerordentlich ähnelten. Damals (wie heute) entstanden diese Störungen vor dem Hintergrund von Trennungstraumata und Vaterlosigkeit. Doch zu jener Zeit durften Kinder ihren Bewegungsdrang noch ausleben, die Welt war noch nicht zubetoniert, und die Jungen waren auch nicht an die Bildschirme gefesselt und zappelten dort herum. Gemäß King sind die Räume oder Spielräume der

Kindheit kleiner, weniger dauerhaft und weniger verlässlich oder weniger überschaubar geworden (King, 2013, S. 32).

Welche Identifikation mit »Männlichkeit« war damals überhaupt möglich gewesen, in einer Zeit der gefallenen Helden, gestürzten Tyrannen, der Kriegsverbrecher und zerstörten Soldaten? Wer waren diese künftigen Väter und Großväter?

Traumatisierte Väter der Nachkriegszeit

Für eine geglückte Identitätsbildung braucht der Junge vor allem den Vater. Welchen Vater wir haben, hängt nicht allein von einer gelungenen individuellen Persönlichkeitsentwicklung und den entsprechenden Identifizierungen ab. Franz (2011) geht davon aus, dass die Identitätskerne vieler Männer seit hundert Jahren von toxischen väterlichen Introjekten mitbestimmt werden, was bis heute zu schwerwiegenden Beeinträchtigungen ihrer Identitätssicherheit und zur Verzerrung ihres Gefühlslebens geführt hat. Zu diesen Introjekten rechnet er die patriarchalisch-wilhelminische Vaterautorität, den nationalsozialistisch-soldatischen Vater, die toten oder traumatisierten Väter der Kriegs- und Nachkriegszeit, die heutigen abwesenden Väter, die alle bis in die Gegenwart spürbare und empirisch nachweisbare Spuren hinterlassen haben (Franz, 2011, S.16). Ich will zum dritten negativen »Vatermodell« des Autors, dem traumatisierten Vater des Zweiten Weltkriegs, einen eigenen Erinnerungssplitter hinzufügen:

Ich war viereinhalb Jahre alt, und es war März oder April 1947, in einem kleinen Dorf in Hessen. Ich hielt die Hand meiner Großmutter, wir liefen auf einen Bauernhof zu. Wir, das waren noch meine Mutter und meine beiden Brüder, waren gerade in Stendal aus der Sowjetischen Besatzungszone über die Grenze in die amerikanische Zone geflüchtet. In diesem Dorf, das habe ich erst später erfahren, wollten wir unseren Vater treffen. Er war in Serbien in Kriegsgefangenschaft gewesen. Dort hatte er in einem Bergwerk einen schweren Unfall erlitten. Dadurch wurde er arbeitsunfähig und aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Mithilfe des Roten Kreuzes hatte er aufgespürt, dass eine Schwester meiner Mutter in diesem Dorf in Hessen lebte. Dort fand der Treff also statt.

Ein hagerer Mann in einer abgerissenen Uniform kam auf uns zu. Er war mir völlig fremd. Ich hatte Angst vor ihm. Er umarmte und küsste alle, am innigsten meinen drei Jahre älteren Bruder. Als er auf mich zukam, versteckte ich mich hinter meiner Großmutter, da wandte er sich ab. Meine Mutter rief: »Aber das ist doch dein Papa!« Ich glaube, ich habe geweint.

Wenig später reisten alle ab, ins Flüchtlingslager. Ich blieb bei meiner Großmutter auf dem Dorf, über zwei Jahre lang. Als ich eingeschult wurde, musste ich zur Familie ins Flüchtlingslager. Da habe ich meinen Vater zum zweiten Mal gesehen, jedoch zum ersten Mal richtig. Er war ein mir völlig fremder Mensch, so wie ich für ihn ein fremdes Kind war. Meine Mutter hatte ich zwei Jahre lang nicht mehr gesehen. Ich sehnte mich nach meiner 75-jährigen Großmutter, die mich so sehr geliebt und immer den ganzen Tag mit mir verbracht hatte. Ich war unendlich traurig. Ich wurde in eine Baracke gebracht, in der etwa vierzig Familien in einem einzigen Raum ohne Abtrennungen wohnten, dicht an dicht, in Stockbetten. Jeden Tag kamen neue Männer aus dem Krieg zurück. Ihre Körper waren ausgemergelt. Mit starren, toten Augen lagen viele tagsüber auf den Betten und rauchten Kette. Ihre Frauen schimpften unaufhörlich, weil sie so müde und passiv waren. Wie mein Vater waren sie traumatisiert, und viele fanden nicht mehr recht den Weg ins Leben zurück. Ich lebte fast sechs Jahre in diesem Flüchtlingslager, bis mein Vater wieder fähig war zu arbeiten und in Süddeutschland eine Anstellung fand.

Kriegskinder als spätere Väter – eine »geschlagene« Generation

Kriegskinder – die Jahrgänge 1939 bis 1945 – waren durch Kriegserfahrungen wie Bedrohungen und Verluste von Angehörigen, Krankheit und Entbehrung, Bombenkrieg und Militäraktionen, Fluchterlebnisse und Vertreibung, Heimatlosigkeit und Fremdheit, Armut und Isolierung geprägt worden. Richter schreibt 2010, dass die damaligen Eltern ihren Kindern verschwiegen, was in ihrem Innern an Traumata, Schuld, Scham, Ängsten, Trauer angestaut war. »Gerade darum wirkte das Verschwiegene höchst pathogen: Es kam bei ihren Kindern in Gestalt der bereits zuvor erwähnten Schwierigkeiten, Schlafstörungen, Unruhe, Schulversagen, Weglaufen, Jähzorn oder psychosomatischen Symptomen, zum Vorschein« (Richter, 2010, S. 177). Die Kriegskinder entwickelten – wie zuvor erwähnt – viele psychische Probleme, die jedoch niemanden so recht kümmerten und mit denen sie selbst zurechtkommen mussten. Viele leiden noch heute an den schweren Folgen der Traumatisierungen. Aber sie haben gemäß Ermann ein merkwürdig gespaltenes Bewusstsein für ihre Biografie. Sie wussten immer um ihr Schicksal, aber es ist ihnen lange fremd geblieben – ihnen fehlte ein Bewusstsein für die erlittenen Verletzungen. Die Kriegskindheit führte in die Entfremdung, »die Betroffenen wurden zu einer Generation, die ihr eigenes Leid nicht wahrnahm« (Ermann, 2010, S. 327 f.).

In seiner Mannheimer Kohortenstudie hat Schepank bereits 1987 festgestellt, dass ein länger abwesender Vater, wie das bei den Kriegskindern häufig festzustellen ist, zu psychogenen Auffälligkeiten im späteren Leben führt (Schepank, 1987). Eine Untersuchung von Franz et al. (2000) ging dieser Frage erneut nach. 883 Kriegskinder im Alter von durchschnittlich 68 Jahren wurden dieses Mal befragt. Vaterlos aufgewachsene Kriegskinder berichteten auch in dieser Untersuchung von signifikant stärkeren psychischen Problemen, wie depressiven Beschwerden, sozialen Ängste und chronischem Misstrauen (Franz et al., 2000, S.16). Die Seele wurde ununterbrochen mit nicht zu ertragenden Reizen überflutet: Das Leben eines Kriegskindes mit der Erfahrung von Vaterlosigkeit, ständiger Angst, Luftangriffen, Vertreibung und Heimatlosigkeit glich einem emotionalen Karussell, das sich immer schneller zu drehen schien und aus dem man jederzeit herausgeschleudert werden konnte – wie die Untersuchungen gezeigt haben, immer wieder, bis ins hohe Alter. Während ihrer psychosexuellen und psychosozialen Entwicklung standen Kriegskinder vor der Aufgabe, »ihre beschädigenden oder sogar traumatisierenden Erfahrungen seelisch zu bearbeiten«. Dies geschah in der Regel mit den Abwehrmechanismen Verleugnung, Bagatellisierung, Generalisierung, Verkehrung ins Gegenteil sowie Aufspaltung von Inhalt und Affekt. Erlebnisse und Erfahrungen blieben jedoch unter einer psychischen Betondecke erhalten (Radebold, 2010, S.38).

Hinzu kam noch etwas anderes. Die Generation der Kriegskinder wurde in der Schule von vielen traumatisierten Kriegsteilnehmern unterrichtet. Ich begegnete unter anderem einem malariakranken Volksschullehrer, einem traumatisierten Russlandheimkehrer, der seine Traumata mit Alkohol betäubte, und vielen schwadronierenden Altnazis. Gemeinsam war ihnen allen, vom Pfarrer bis zum Oberstudienrat, dass sie nicht einmal kleine Spannungen aushalten konnten und uns schon bei geringsten Störungen mit grausamen Schlägen bestrafte. Meine Klassenkameraden und ich wurden von ihnen gnadenlos geprügelt und niedergeschlagen, mit Stöcken und anderen Utensilien, mit der flachen Hand, mit Fäusten, mit Schlägen auf den Kopf – noch bis kurz vor dem Abitur. Niemand traute sich, sich zu wehren, weil alle den Rauswurf fürchteten. Irgendwann habe ich festgestellt, dass nicht nur aus dem Affekt heraus gedemütigt und geschlagen wurde, sondern eine bestimmte Gruppe ganz gezielt ins Visier genommen wurde, von der keine Gegenwehr zu erwarten war: Die brutalste Gewalt erfuhren jene Kinder, deren Eltern arm waren und die sich darum nicht traute, gegen die geballte gymnasiale Autorität anzutreten. Die Straf- und Prügelpädagogik der 1950er Jahre hatte grausames System!

In einer »kalten Heimat«

Kriegskinder hatten oft noch mit einem anderen Problem zu kämpfen, das bislang nur marginal diskutiert worden ist. Ausgebombte, Flüchtlinge, Heimatvertriebene hatten keine Heimat mehr und blieben in den neuen Welten fremd und ungeliebt. Für die Einheimischen waren sie Feinde, »Reingeschmeckte«, die ihnen unheimlich waren. Sie sahen sich von den unerwünschten Eindringlingen bedroht, denn diese wollten von ihnen Lebensmittel und Lebensraum, was sie als Übergriffe verstanden. Mit Kriegsende waren Fremdenhass, Antisemitismus und Vernichtungswünsche gegenüber vermeintlich Schwachen keineswegs verschwunden. Nachdem eine Verfolgung von Juden nicht mehr möglich war, füllten die neuen Fremden rasch das entstandene Vakuum für Hass und Ablehnung. Da die meisten von ihnen aus dem Osten kamen, konnten sie problemlos zu den neuen Untermenschen werden – sie wurden zum »Flüchtlingspack«. Im Flüchtlingslager wurden wir von den Einheimischen als »Lagerstinker« bezeichnet. Auch hatten die meisten Vertriebenen keinerlei Wertsachen, ja, überhaupt keine Gegenstände, Bücher, Bilder, Möbel mehr aus der verschwundenen Heimat, die ihnen half zu erinnern und die sie wie ein Übergangsobjekt ein wenig Trost vermitteln konnten.

Als ich die fünfte Klasse des Gymnasiums besuchte, erhielten wir im Kunstunterricht die Aufgabe, das Haus zu malen, in dem wir wohnten. Ich malte, detailgerecht, die Baracke des Flüchtlingslagers, in der ich lebte. Daraufhin zeigte der »Kunsterzieher« mein Bild der Klasse mit der Bemerkung, man solle doch mal hersehen, wo ich denn wohnte. Noch 23 Jahre nach Kriegsende, während der Vorbereitung zur Hochzeit, wurde meine künftige Frau 1968 in meinem Beisein vom katholischen Pfarrer gefragt, ob sie denn nichts Besseres bekommen habe als einen »Flüchtling«.

Zu den Traumatisierungen und Schmerzen des Krieges und der Vertreibung kamen die Verletzungen durch einen gnadenlosen Rassismus gegen die Vertriebenen und deren Kinder. Kossert weist darauf hin, dass die heute noch lebenden deutschen Vertriebenen die Jugendlichen, Kinder und Kleinkinder von damals sind. »Seit einiger Zeit wird deutlich, dass diese Kinder und ihre Nachkommen unter ähnlichen psychischen Langzeitbelastungen leiden, wie sie bei überlebenden Holocaust-Opfern und deren Kindern diagnostiziert wurden« (Kossert, 2008, S. 349). Es ist hier nicht der Ort, diesen Bereich weiter zu vertiefen, ich verweise auf das aufschlussreiche Buch von Andreas Kossert. Ich bin davon überzeugt, dass es wichtig ist, in allen Analysen an eine transgenerationale Weitergabe der Traumata der Kriegs- und Nachkriegszeit zu denken, denn Kriegskinder sind die Müt-

ter und Väter der heutigen Elterngeneration. Existieren womöglich Zusammenhänge zwischen der Bewegungsunruhe und den anderen Störungen der Kriegskinder einerseits, so wie sie in der »Langeoog-Untersuchung« erfasst wurden, und den externalisierenden Störungen, der Bewegungsunruhe, den Aufmerksamkeitsdefiziten und der defizitären Affektbeherrschung der heutigen Generation andererseits? Die erstaunlichen Parallelen sollten zumindest zur Kenntnis genommen werden.

Männlich werden ...

Wie findet ein Junge – im günstigen Fall bei Anwesenheit eines sich verstehenden und liebenden elterlichen Paares – zu einer Identität, die als männlich bezeichnet wird? Theoretisch hört sich das recht einfach an: Am besten gelingt dies durch eine gute Bindungs- und Beziehungserfahrung mit der Mutter, der Großmutter oder anderen weiblichen Bezugspersonen sowie durch eine geglückte Identifizierung mit einem affektiv aufmerksamen Vater (oder gegebenenfalls einem Vertreter) durch *alle* Reifestadien hindurch (vgl. Blaß, 2010, S.695). Das galt damals, und das gilt auch heute. Doch nicht nur die damaligen Kriegskinder hatten kaum eine Chance auf einen solch idealen Entwicklungsverlauf. Dieser wird auch heutzutage bei vielen Kindern von den gegenwärtigen gesellschaftlichen Problemen – von denen noch berichtet wird – massiv gestört. Wie Dammasch (2008) vermutet, scheinen die Anforderungen des sozialen und pädagogischen Wandels Jungen und Männer heutzutage tendenziell weitaus mehr zu überfordern als Mädchen und Frauen. Allen Jungen auf ihrer schwierigen Suche nach ihrer Identität möchte ich dieses Buch widmen.

Im Folgenden betrachte ich einige Feststellungen aus Nachbardisziplinen der Psychoanalyse, was im Rahmen dieses Buches nur in knapper Zusammenschau geschehen kann. Diese Erkenntnisse sollen in die Fragestellungen der folgenden Kapitel übergeleitet werden.

Existieren Geschlechtsunterschiede? Wie viel »Junge« darf sein?

Die in dieser Überschrift gestellte Frage erscheint grotesk; denn wäre es nicht so, hätten wir es nicht mit zwei *verschiedenen* Geschlechtern zu tun. Natürlich sind die biologischen Unterschiede eindeutig und gut zu beschreiben. Anders ist es mit den sogenannten geschlechtsspezifischen Persönlichkeitsmerkmalen. Sie lassen

sich objektiv beschreiben, können sich jedoch auch mit vorgefassten Meinungen und Zuschreibungen, sogenannten Stereotypen, vermischen. Kinder werden vom ersten Lebenstag an, letztendlich beginnend mit der Schwangerschaft der Frau, mit entsprechenden Erwartungshaltungen betrachtet und behandelt (Rendtorff, 2003, S. 58).

Eine andersartige Fragestellung ist, ob die Persönlichkeitsmerkmale rein biologischer Herkunft sind, durch Einflüsse der Umwelt geformt oder sogar ausschließlich durch soziokulturelle Faktoren entstanden sind. Alle drei wissenschaftlichen Standpunkte existieren.

Die 1970er Jahre waren im Anschluss an die Achtundsechziger-Revolution durch eine höchst kreative Frauenbewegung gekennzeichnet, die für die Emanzipation und Gleichberechtigung der Frau eintrat. An der Spitze stand die streitbare Alice Schwarzer, der die Frauen nicht genug dafür danken können, was sie gemeinsam mit anderen Feministinnen erreicht hat. Parallel hierzu veröffentlichten Psychoanalytikerinnen wichtige Gedanken zur Frau, aufbauend auf den Arbeiten u. a. von Helene Deutsch und Karen Horney. Ich nenne hier stellvertretend einige von ihnen – die mich in meinem Denken sehr beeinflusst haben: Jessica Benjamin, Janine Chasseguet-Smirgel, Nancy Chodorow, Margarete Mitscherlich-Nielsen, Christiane Olivier, Christa Rohde-Dachser sowie Evelyn Heinemann, deren ethnoanalytische Studien in diesem Buch zitiert werden. Die 1970er Jahre waren aber auch durch einen – gelegentlich – dogmatisch und selbstgerecht¹ geführten Geschlechterkampf gekennzeichnet. Männliche Dominanz und Vorherrschaft wurden infrage gestellt, und geschlechtsneutrale Erziehung wurde eingefordert. Margarete Mitscherlich, nicht gerade eine Widersacherin des Feminismus, hat in einem ihrer letzten Interviews mit Alice Schwarzer rückschauend gemeint: »Was mich an der deutschen Frauenbewegung vor allem störte, war das Ideologische. Genau wie bei den Achtundsechzigern. Da gab es ganz fanatische Frauen, für die alle Männer böse waren. Diese Art von Schwarz-Weiß-Denken und die Unfähigkeit, Ambivalenzen zu ertragen, fand ich unerträglich« (Mitscherlich, 2010, S. 255).

Die damalige Haltung in der Frauenbewegung wurde teilweise von der Vorstellung geleitet, dass geschlechtsspezifische Persönlichkeitsmerkmale *ausschließlich* auf Umweltfaktoren zurückzuführen seien und dass es sich bei allen geschlechtstypischen Persönlichkeitsmerkmalen lediglich um Stereotypen handle – alle seien auf unbewusste Manipulationen von Erwachsenen zurückzuführen. Die

1 Alice Schwarzer (zit. in Mitscherlich 2010, S. 257): »Ja, gerade das Klima in Berlin war unerträglich, dogmatisch, sehr selbstgerecht und sehr denunziatorisch.«

sogenannte Gender-Forschung hat sich bereits in den 1950er Jahren entwickelt. Geschlechtlichkeit in ihren somatischen Aspekten wird gemäß Bischof-Köhler (2011) als »Sex« von »Gender« unterschieden, um schon durch diese Wortwahl klarzumachen, dass die Biologie nichts mit dem Verhalten zu tun hat. Die Verfasserin zitiert in diesem Zusammenhang eine Verlautbarung des Bundesfamilienministeriums (2003): »Gender bezeichnet die gesellschaftlich, sozial und kulturell geprägten Geschlechtsrollen von Männern und Frauen. Diese sind – anders als das biologische Geschlecht (engl.: »sex«) – erlernt und damit veränderbar.« Bischof-Köhler meint hierzu ein wenig ironisch, nur »Gender« als erlernte und von der Kultur übernommene Geschlechtsrolle sei von Interesse. »Sex« könne zwar kulturell kommentiert werden, zwingend sei dies aber nicht (Bischof-Köhler, 2011, S. 33). Die somatischen Unterschiede dürfen also ausgeblendet und ignoriert werden. Dies mag aus didaktischen Gründen gelegentlich hilfreich sein, als grundlegende Theorie entsprechen solche Überlegungen nicht der Wirklichkeit.

Aber es existieren auch andere Denkrichtungen. Eine bedeutende Vertreterin der Frauenbewegung, Barbara Sichtermann, hat schon 1989 darauf hingewiesen, Verweise auf die Biologie des Geschlechtsunterschieds seien in der Frauenbewegung unbeliebt und gälten von vornherein als kontraemanzipatorisch. Es sei jedoch wichtig, nicht auf die Biologie zu verzichten, die Frauenbewegung brauche einen Begriff des Geschlechtsunterschiedes, der die Legierung von Natur und Geschichte zu verstehen lehrt; die Frauenbewegung »muss aufhören zu unterstellen, die Geschichte habe als Trägerin von Wünschen und Realitäten innerhalb einer Biografie die Natur ohne Rest verdrängt« (Sichtermann, 1989, S. 153). Zu Recht bemerkt auch Aigner, die Bemühungen der Frauenbewegung um Geschlechteregalität hätten die Differenz der Geschlechter zugunsten einer radikal sozialkonstruktivistischen Positionierung aus den Denksammenhängen ausgeblendet (Aigner, 2011, S. 16; *kursive* Hervorheb. im Orig.): »Alles, was sich um geschlechtsspezifische Zuschreibungen bemüht, war und *ist heute teilweise noch* bzw. *wieder* verpönt und steht im Verdacht, alte hegemoniale Verhältnisse zugunsten des Mannes zu legitimieren oder wieder aufzurichten.«

Wir können feststellen, dass Pädagogik, Psychologie und Psychotherapie heutzutage »verweiblicht sind« und dass Männer in Pädagogik, Psychologie und Psychotherapie kaum mehr vorhanden sind. Männer haben sich aus vielerlei Ursachen zurückgezogen, über die u. a. bei Aigner (2011) nachzulesen ist, obwohl beispielsweise in der Erzieherbranche der Besitz des Y-Chromosoms einer Karrieregarantie gleichkommt. Die heutigen unruhigen Jungen bilden in der von Frauen dominierten Bildungsinstitution eine Art Gegenbesetzung zu »weiblich-ruhi-

gem« Verhalten, und sie werden von Erzieherinnen und Lehrerinnen oft nicht mehr ausreichend erreicht (Leuzinger-Bohleber et al., 2008); hierauf werde ich an anderer Stelle noch zu sprechen kommen.

2011 wird zu diesem Thema in einer höchst fragwürdigen Studie festgestellt, mit der Kritik an einer – vermeintlichen – Feminisierung der Pädagogik sei ein Verständnis jungentypischen Verhaltens verknüpft, das *angeblich* von Frauen unterdrückt werde. Diese Darstellung von Jungen bilde jedoch die Vielfalt von Jungen nicht ab und lege eine »Reproduktion von traditionellen Geschlechterverständnissen und Zweigeschlechtlichkeit nahe, anstatt diese zu überwinden« (Rieske, 2011, S.75. Wer also nicht Softie sein will, dem stehen lediglich die Schubladen Chauvi und Macho offen! Die beängstigende Frage stellt sich, wer *hier* denn feststellt, was »jungenhaft« ist. Ähnliche Aussagen zur Jungenpädagogik lauten wie folgt: »Jungen sollen in profeministischer, antisexistischer und patriarchatskritischer Jungenarbeit lernen, dass sie so, wie sie sind, nicht sein sollten und einem fatalen Männlichkeitsbild hinterherjagen.« »Nicht die stabile [männliche] Identität [kann] das Ziel von Jungen- und Männerarbeit sein. Das Ziel [ist] nicht der ›andere Junge‹, sondern gar kein Junge« (zit. n. Bischof-Köhler, 2011, S.33). Mit seinen fraglos auch problematischen und schwierigen Seiten soll der gesamte Junge mit dem Bade ausgeleert – sprich entsorgt – werden!

Diamond hat geschrieben, dass man Männlichkeit entweder als biologisch determiniert, evolutionär vermittelt und deshalb unwandelbar betrachten kann oder als ein soziales Konstrukt, als Produkt von Umwelt und Kultur, das infolgedessen unendlich wandelbar sei (Diamond, 2010, S.19). Ich möchte eine solche Polarisierung – so wie Diamond – meiden und als Psychoanalytiker einem integrativen Verstehen folgen.

Wer hat Angst vorm »schwarzen Mann«?

Robert Bly hat in seinem Buch *Eisenhans* versucht, die Identität des Mannes vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Veränderungen neu zu begreifen. Er hält die dunkle Seite der Männer für Realität (Bly, 2010, S.8):

»Ihre irrwitzige Ausbeutung der Bodenschätze unseres Planeten, ihre Geringschätzung und Erniedrigung der Frauen und ihre zwanghafte Leidenschaft für atavistische Kriegsspiele sind nicht zu leugnen. Ihr genetisches Erbe ist diesen Obsessionen ebenso förderlich wie das kulturelle und gesellschaftliche Umfeld.«